

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

"Jahrtausendalte Steine reden zu uns". Eine populär-wissenschaftliche
Plauderei von Stadtpfarrer Weick, Tauberbischofsheim

[urn:nbn:de:bsz:31-338834](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338834)

„Fahrtausendalte Steine reden zu uns“

Eine populär-wissenschaftliche Plauderei
von Stadtpfarrer Weick, Tauberbischofsheim

Der größte Teil aller vorgeschichtlichen Funde ist ein Geschenk des Zufalls. Die Erde deckt sorgsam alle Spuren alter Kulturen, hütet sie eifersüchtig, wie der Drache im Märchen alte Schätze bewacht. Nur selten verrät eine Spur an der Oberfläche ihr Dasein, wenn ein Pflug beim Tieferspühen die schwarze Erde einer Feuerstelle oder merkwürdige Tonscherben oder gar ein Steinbeil heraufholt. Das sind allemal die ersten Fingerzeige, die uns den Weg zu Schätzen weisen, die noch in der Tiefe schlummern.

Aber zu dem Spürsinn muß notwendig das Glück hinzutreten. Wie oft bringt irgend eine Grabung, z. B. wenn irgendwo eine Wasserleitung gezogen, wenn eine Baugrube für einen Neubau ausgeschachtet, wenn auf freiem Feld Rübenlöcher oder solche für Obstbäume gegraben werden, vor unsern staunenden Augen neue, wertvolle Funde ans Tageslicht.

So haben wir in Tauberbischofsheim im Spätjahr 1932 einen neuen Sportplatz geschaffen und sind bei den notwendigen Erdbewegungen auf den uralten Kulturboden eines steinzeitlichen Dorfes gestoßen.

Was wurde da alles gefunden! Reste von Wohnstätten, Herd- und Kellergruben, verschiedenartiges Gerät, das einst zum Hausrat gehörte, Steinmesser und Mahlsteine, die Gewichsstone eines Webstuhles und zahlreiche Gefäßscherben, die Knochenreste von Tieren, kurz alle Voraussetzungen waren gegeben, um das ganze Leben dieses Dorfes vor unserm Geistesauge erstehen lassen zu können.

Wer könnte uns erzählen von dem Leben und Treiben, das sich hier einmal abgespielt hat? Wer könnte uns berichten von den Menschen, die hier gelebt und geliebt, gekämpft und gerungen haben?

Drunten rauschen die Wellen der Tauber ihr ewiges Lied, aber sie sind zu jung, als daß sie uns von jener untergegangenen Kultur erzählen könnten. Droben orgelt der Wald sein uraltes Lied, aber er ist trotz seiner Baumriesen viel zu jung, als daß er uns Kunde zuraunen könnte von den Menschen, die hier moderten. Keine Mär gibt Kunde aus jener Zeit, keine Sage erzählt uns von ihrem Schicksal. Und doch gäben wir viel darum, wenn wir der Heimat Vorzeit näher kennenlernen dürften.

Da ist es mir mit einem Male, als würden die alten Steine reden, als würden die Funde, die wir hier gemacht, lebende Wesen, als würden diese letzten Zeugen einer fernen, fernen Kulturzeit mir leise zuraunen — — und Du glaubst es kaum, wie interessant alte Steine erzählen können!

Was sie mir zugerannt in stillen Stunden, als sie aus dem Dunkel nebelhafter Fernen eine versunkene Welt vor mir aufsteigen ließen, das will ich jetzt Dir, mein lieber Leser, wieder erzählen.

Das war in jener Epoche der Menschheitsgeschichte, die die Wissenschaft der Prähistorik mit der Bezeichnung „jüngere Steinzeit“ oder „Neolithikum“ belegt hat. Sie umfaßt den weiten Zeitraum von 6000 bis 2000 v. Chr. Volksstämme durchzogen damals unsere Gegend auf der Suche nach neuen Stätten zur Ansiedelung. Zuerst waren es von Süden her die sog. „Pfahlbauern“ oder „Mischelsberger“, dann vom Osten her die Völker der Donau, fleißige Ackerbauern, die man nach den Mustern auf ihren Tongefäßen die „Bandkeramiker“ nennt, und endlich vom Norden die kriegerischen Horden der sog. „Megalithiker“, in denen wir wahrscheinlich die Vorfahren der Germanen sehen dürfen.

Aber den Zusammenstoß dieser Völker meldet uns kein Lied, kein Heldenbuch; keine Klage der Unterdrückten tönt an unser Ohr, und keine Heldentaten der Sieger werden uns überliefert; in gleicher Weise ist alles in ewige Nacht getaucht.

Den kühnen, kriegslustigen Speermännern gefiel unsere Gegend. Dies herrliche Land mit seiner Fruchtbarkeit, seinem Wasserreichtum, seinem frischen Klima, das anregt und nicht erschläft, hatte es ihnen angetan. Ein weiter Ring schön geschwungener Hügel umgibt das Tal, schirmend und schützend; dabei liegt es gleichsam offen da und läßt die Sonne von allen Seiten hereinfluten.

Dem siegreichen Heerhaufen folgten Weiber und Kinder nach. Sie rodeten mit Steinbeil und Feuer den Wald aus, so weit es das Bedürfnis erheischte, und bauten ihre kleinen, viereckigen, schmucklosen Hütten, indem sie zwischen einem Gerüst von vier in die Erde eingerammten Eichenpfählen zähe Weidenwände flochten und diese mit Lehm bewarfen. Tief herab hingen die Schilddächer; Fensteröffnungen fehlten; die niedere Lüre wurde durch ein Reisiggeflecht zugestellt oder mit einem Tierfell verhängt und war geschmückt bald mit dem dräuenden Kopf eines Auerstiers, bald mit einem Pferdekopf, bald mit dem Schädel eines Hirschen mit weit-ausladendem Geweih. Die verschiedenen Schädel wurden sehr einfach präpariert: man steckte sie in einen Ameisenhaufen und schon nach wenigen Tagen waren sie sauber und glatt und auch vom letzten Restchen Fleisches befreit.

In der Mitte der Hütte war in einem vertieften, mit Steinen ausgelegten Loch die Feuer-



Kulturbild einer neolithischen Siedlung

stätte, über die an einem Bastseil ein Tongefäß hing. Eine zähe, speckige Schicht aus braunschwarzer, fetter Erde zeigte bei der Ausgrabung die Feuerstellen, die Herd- und Abfallgruben an. Der Rauch suchte durch die Lücken des Daches und durch die Türe einen Ausweg und überzog die lehmverklebten Wände und die daran hängenden Jagdgeräte und Waffen mit einem tiefen Braun. Der Boden der Hütte war mit trockenem Moos belegt. Doch nur im Winter und in kühlen Nächten wurden die rauchigen Hütten aufgesucht; sonst spielte sich das ganze Leben und Treiben des kleinen Dorfes im Freien ab.

Welch ein malerisches Bild bot doch diese Siedlung an der Tauber!

Raum einen Pfeilschuß weit entfernt rauschte der Strom vorüber. Ungebändigt und unregelmäßig und unendlich viel wasserreicher, als heute, zog die Tauber eilenden Fußes dahin. Sie bildete zahlreiche, kleine Inseln, von dunklem Schilf und hellen Weiden umgrünt. Weit draußen fuhren zwei alte Bartmenschen im Einbaum dahin und legten ihre Netze aus. Unzählige Wasservögel hatten ihre Schlupfnester in dem mannes-hohen, undurchdringlichen Schilf, durch den schmale Gassen geschnitten waren, die zum Fluß hinunterführten. Im Uferschleim lagen Rudel von wilden Ebern, die oft auf-gescheucht wurden vom stampfenden Wisent, der in den Fluten der Tauber gegen die Sommerhitze und gegen die Stechmücken Schutz suchte. Auch eines Hirschen hohe Gestalt ragte aus dem Röhricht mit seinem majestätischen Geweih.

Nicht weit vom Ufer entfernt be-arbeiteten zwei

graue, bärtige Männer einen Eichstamm. Wir staunen über ihre Geschicklichkeit; sie höhlen den Stamm mit Feuer aus; die Teile, die un-versehrt bleiben sollen, haben sie mit nassem Lehm verklebt; die ausgehöhlten Flächen aber werden mit Steinbeil und Faustkeil meisterlich vollends herausgehauen; so schaffen sie einen Einbaum, ihr schmuckes Fahrzeug auf der Tauber. — Uebrigens in der gleichen Weise haben sie zuvor den Stamm gefällt.

Wir mischen uns jetzt unter das frohe, ge-schäftige Treiben auf dem weiten Platz vor den Hütten. Fast vor jeder derselben flackert ein luftiges Feuer, über dem große, rohe Töpfe mit brodelndem Inhalt hängen. Wir sehen nur Frauen und Kinder und wenige Greise; die ganze wehrhafte Mannschaft ist auf die Bären-jagd ausgezogen; denn dieser Herdentäuber ist gestern Nacht in den Tierpferch eingebrochen und hat sich ein junges Rind geholt.

Die Jugend aber vergnügt sich in einer Ecke des freien Platzes mit Bogenschießen, und es ist wirklich erstaunlich, zu welcher Sicherheit die kleinen Bürschchen es schon gebracht haben. Mit lautem Hallo und Beifall wird jeder Treffer begrüßt, der allemal zu noch größerem Eifer anspornt.

Der Hauptschwarm der Jugend lärmt in der Nordostecke des Platzes, wo ein frischer Wind gewaltige Rauchschwaden verweht; hier gibt's das Neueste, das Interessanteste zu schauen im ganzen Dorf; da darf die Jugend nicht fehlen, — hier wird Bronze gegossen.

Ein alter Krieger leitet die kunstreiche Arbeit. Er ist nicht mehr kampffähig; ein Uchorn hat ihm vor zwei Jahren die Brust aufgerissen; seitdem hat er kurzen Atem und geht am Stock. Im Kriegsrat zählt er aber noch mit, und das wichtige Amt der Bronzegießerei ist ihm über-tragen worden.

Ueber einem Steinherd mit helloderndem Feuer hängt ein Sandsteintiegel mit rohen Kupfer-stücken und bereits geschmolzener Zinnmasse, die etwa ein Zehntel des Ganzen ausmacht. Es ist keine leichte Aufgabe, für die primitiven

Mittel der da-maligen Zeit auch das Kupfer zum Schmelzen zu bringen, das eine fünfmal so starke Hitze verlangt. Zu diesem Zwecke sind Lufttröhren in den Herd ein-geführt, welche mit ganz ein-fachen Blasbäl-gen aus Leder in Verbindung ste-hen. Diese Bälge werden von halb-wüchsigen Buben gehandhabt, daß



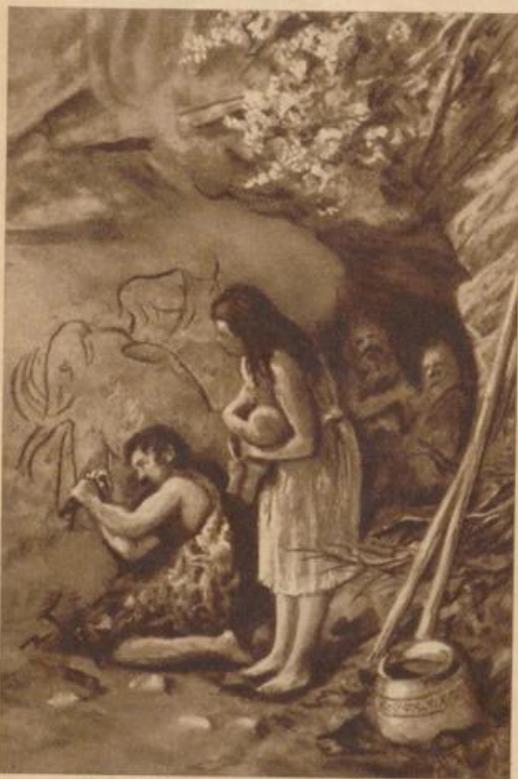
Ein Einbaum wird mit Steinbeil und Feuer hergestellt

die Funken stieben. Andere schauen gespannt zu und erteilen ihren Kameraden weise Ratschläge. Endlich brechen die Kupferstücke unter großem Hallo der Knaben zusammen und eine strahlende Flüssigkeit leuchtet aus dem Tiegel unter den Schlacken hervor. Es leuchtet wie Sonne und Morgenrot!

Und noch mehr muß nun die Temperatur zu einem guten Guß gesteigert werden. — Dicht neben der Feueresse stehen ganze Reihen von Gußformen aus Sandstein, die sorglich in weichem Lehm eingebettet sind: Gußformen für Schwert und Dolchklingen, Lanzen und Pfeilspitzen, Beile und Meißel, und eine Menge von Armspangen, Ringen, Fibeln und Schmucknadeln.

Mit feierlicher Miene greift jetzt der Alte zum tönernen Gußlöffel, füllt ihn aus der Liegelmasse und gießt das flüssige Metall mit größter Sorgfalt in die zischenden Formen. Ringsum bei den Buben herrscht andächtige, erwartungsvolle Stille. Und der Alte gießt sorgsam weiter. — Was er gießt, repräsentiert eine neue Zeit, die Zeit der Bronzeperiode — was er gießt, füllt heute unser Heimatmuseum in der alten Tauberstadt. —

Wenden wir uns nun den emsigbeschäftigten Frauen zu. Alle Arbeit liegt auf ihnen, da die Männer im Dorfe sich nur mit dem Anfertigen



Heimkehr von der Jagd. Der noch ganz vom Anblick des überlisteten Wildes erfüllte Jäger meißelt die Umrisse eines Mammuts in die Wand einer Wohnhöhle

und Ausbessern der Waffen abgeben, wenn sie sich nicht auf Jagd- und Kriegszügen befinden.

Den älteren Frauen obliegt das Hüten der Kinder: die Aller kleinsten wiegen sie auf den Armen und den Größeren erzählen sie am Herdfeuer von guten und bösen Menschen, von Jagden und Kriegen, von altersgrauen Sagen und bösen Geistern. Die unternehmungslustigen Bürschchen, die auf allen Bieren auf Entdeckungsfahrten ausgehen wollen, werden einfach mit einem Bein an den Türpfosten angebunden, damit sie den vielen, offenschackernden Feuern nicht zu nahe kommen können. —

Hier kniet eine Frau vor einem infolge des langen Gebrauches hohl ausgeschliffenen Stein und zerreibt darauf mit dem Reibstein Fruchtkörner. Das ist die „Müllerin“ der Siedlung. Andere Frauen nehmen ihr das nur roh zerquetschte Getreide ab und rühren es zu einem Teig an. Dann zerren sie mit langen Baumästen erhitze Steine aus dem hochflackernden Feuer und backen auf diesen den Teig zu Gladen. Diese Gladen eignen sich vorzüglich zum Mitnehmen für die Männer auf ihren Jagd- und Kriegszügen. — Dicht daneben wird über glühenden Holzkohlen, an einer Astgabel eine Hirschkeule gebraten, die mit würzigen Kräutern zuvor eingerieben worden war, und deren Duft uns das Wasser im Munde zusammenfließen läßt.

Vor einer anderen Hütte läßt ein noch junges Weib am rohen Webstuhl eine fingerlange Knochennadel mit Dese gewandt zwischen den an Tongewichten hängenden Fadenreihen hin und her schießen. Trotz der einfachen Vorrichtung ist sie eine Künstlerin; ihr Gewebe ist gar fein und kunstreich.

Weiter drüben sitzt unter dem tiefen Vordach einer Hütte eine andere Frau, die auch eine Künstlerin genannt zu werden verdient. Es ist die „Töpferin“ des Dorfes. Sie formt gerade aus ungeschlammtem Lehm einen Topf. Schauen wir ihr ein wenig zu. Den nassen, formfähigen Teig hat sie mit Kieselsteinchen gemischt, damit ihr mühsam gestaltetes Kunstwerk beim Trocknen und Brennen nicht allzu leicht zerbricht. Eine Drehscheibe kannte man damals noch nicht; die Menschenhand war das Universalwerkzeug. Wenn die rohe Form vor ihr steht, glättet sie diese und baucht sie mit nasser Hand. Jetzt nimmt sie eine Bastchnur und legt diese um das Gefäß und drückt sie ringum an, so daß nach Wegnahme derselben ihr Abdruck deutlich sichtbar bleibt. Dieses Schnurornament drückt sie in drei bis vier Parallelen übereinander ein. (Unser Heimatmuseum birgt ein Prachteremplar dieser Schnurkeramik.) Aber nicht alle Formen und Ornamente sind über einen Leisten geschlagen; an den schon fertigen Töpfen, Krügen, Bechern und Schalen sind Verzierungen aller Art angebracht, bald mit der Schnur aufgedrückt, bald mit einem Stäbchen eingeritzt, bald mit den Fingernägeln der Töpferin eingekraßt. Geradezu bewundernswert ist der Erfindungsgeist der Schöpferin. Die

getrockneten Formen werden dann am offenen Feuer gebrannt. Den größeren, dickwandigen Gefäßen wird durch Beimengung von Quarzstückchen eine größere Widerstandsfähigkeit gegeben.

Die Schnur-, Band-, Strich- und Fingerkeramik der holden Löpferin von der Taubersiedlung füllt in außerordentlich reicher Zahl unser Heimatmuseum. Preis sei der fleißigen Künstlerin dieser prachtvollen Gefäße!

Wir umschreiten die ganze Siedlung und gelangen bei der Nordostecke auf eine erweiterte Lichtung, wo Schafe und Ziegen, Schweine und Kinder weiden, die von alten Männern und halbwüchsigen Knaben bewacht werden. Die ganze Weide ist oben gegen den Urwald abgepfercht, und das ist bitter notwendig; denn Bär und Wolf sind schlimme Raubgesellen, und auch der heimtückische Fuchs holt sich nur zu oft am hellen Tage ein kleines Schweinchen als Beute heim.

Inzwischen neigt sich der sonnige Tag seinem Abend zu. Die bewaldeten Höhen ringsum leuchten noch einmal auf in der Glut der Abendsonne in wunderbaren Farben, wie ein fieberndes Menschenangeficht mit roten Wangen vor dem — — Tod.

Auf einmal ertönt in der Ferne ein Jagdhorn, und alle im Dorf springen auf: die Jäger kehren heim. Alles jubelt und jauchzt, ruft und lacht, auch die Kleinsten fangen zu krähen an. Das Jagdhorn tönt näher und näher. Und dann ein kurzer Hornstoß vom Rand des Urwaldes, über dessen Kronen ein Bussard kreist, der Zug der Jäger naht, umschwärmt von einem Rudel müder Hunde mit hängenden Lezzen. Voran schreitet mit trostlos stolzer Miene, wuchtig und gewaltig, mit dem blutigen Speer in der Hand, der Fürst des Stammes, anzuschauen wie eine Wettereiche. Sein Bart reicht bis zum Gürtel und flattert im Abendwind. Unter den starken Brauen blitzen zwei kühne Augen. Das Haar ist mit einer Zierschnur zu einem Schopf vereinigt. Ein Bärenfell hängt von der linken Schulter bis zur rechten Hüfte, um den Hals trägt er eine Kette aus Wolfszähnen und Eberhauern. Im Fellgürtel steckt ein Steinbeil und ein bronzenener Dolch. An Arm- und Beingelenken prangen zierliche Bronzespangen, und das Leder unter den Füßen ist mit Riemen festgebunden, die kreuzweise bis zum Knie hinaufreichen.

Hinter ihm tragen vier stämmige Jäger auf knorrigem Eichenästen den überwundenen Räuber, einen riesigen, braunen Bären, der mit Eichenlaub verziert ist, und von dessen weit herabhängender Zunge immer noch dunkles Blut tropft.

Der Beute folgt ein kleiner, aber malerischer Zug kraftstrotzender Männer.

Ungeheurer Jubel empfängt die heimkehrenden Helden.

Auf einmal schreit eine Frauenstimme auf: „Wo ist mein Mann?“ Und ein junges Weib

drängt sich vor mit angstvoll geöffneten Augen und blaffen Lippen.

„Er ist eingezogen in das Land der Helden,“ beantwortet dumpf der Fürst die bange Frage: „Ehre seinen Laten!“ „Ehre seinen Laten“, wiederholen ernst die Jäger gesenkten Hauptes.

Jetzt erzählt der Fürst unter der lautlosen Stille des ganzen Lagers, wie das rasende Raubtier, nachdem es gestellt worden war, den Unglückseligen mit einem einzigen Hieb seiner Riesenpranken wie ein morsches Schilfrohc niedergehauen hat. Er berichtet weiter: „Wir haben nach Erlegung des Bären unter einer mächtigen Eiche mit unseren Steinbeilen ein Grab ausgeworfen und unseren toten Waidgenossen hineingelegt mit seiner ganzen Wafferrüstung und allem Schmuck. Dann habe ich seinen Lebenslauf geschildert, seine Laten gerühmt, jeder von uns hat dem toten Kameraden noch einmal die Hand gereicht. Mit Steinen haben wir ihn eingefast, mit Steinplatten zugedeckt und das Grab darübergeschaufelt. Ein schwerer Stein bezeichnet die Stelle, wo der tote Jäger schläft.“ — — —

Das Weib aber geht still hinweg, um in ihrer einsamen Hütte sich auszuweinen.

Die müden, hungrigen Männer aber lassen sich in Gruppen nieder zum wohlverdienten, leckerbereiten Mahle.

Der vielbewunderte Sieger des Tages, der im entscheidenden Augenblick dem Bären den Todesstoß gegeben, und dem deshalb nach altem Recht das Fell gehört, gönnt sich noch keine



Aus dem Heimatmuseum in Tauberscheidheim

Ruhe; er sucht die letzten Lichter des Tages auszunützen, um dem Bären das Staatsgewand abziehen. Dann breitet er es auf dem Boden aus, schabt mit scharfem Feuerstein das Fell von allen Unterhautgeweben frei und spannt es an kleinen Holzpflocken fest, bestreut die feuchte Fläche mit Weizenmehl und reibt sie tüchtig ein. Tagelang wird er nun das Fell sorgfältig weich klopfen und immer wieder einreiben bis es die gewünschte Geschmeidigkeit erhalten hat. Wochenlang dauert so diese Arbeit der Bearbeitung eines Felles.

Langsam wird es stille in der Siedlung. Die müden Jäger legen sich zum Schlafen nieder. Die Nacht breitet geschäftig über sie ihre dunklen Schleier aus. Noch tönt ab und zu aus dem Urwald der unheimliche Ruf eines Uhu. Dann wird es ganz stille. Nichts regt sich mehr im Dorfe. Selbst die müden Hunde sind still; nur hie und da winselt einer im Traum und rudert mit den Beinen; er ist noch ganz bei der Jagd. — — —

Durch die Eichenkronen aber strahlt ein Stern nieder auf die stillen Schläfer, mild und rein, wie das Auge des gütigen Schöpfers, der eines jeden Atemzug hört — und den sie nicht kennen!

Am kommenden Morgen erwacht eine Ansel auf hohem Lannemwipfel und bricht in Jubel aus, und sofort fällt der ganze Chor der besiedelten Waldessänger ein auf den vom Morgentau wie mit Juwelen geschmückten Zweigen und jauchzt der Königin des Tages, der Sonne, entgegen.

Plötzlich ist alles mäuschenstill geworden! Ein Fischadler kreist über dem Urwald, hoch im Ather, und ehrfurchtsvoll schweigen da unten die gewöhnlichen Sterblichen: die Mäuse verkriechen sich, die jungen Häslein ducken sich, die Meisen und Zaunkönige machen sich noch kleiner, als sie sind. Erst als der König der Lüfte vorüber ist, da hebt das tausendstimmige Konzert wieder an.

In der Taubersiedlung tritt aus der mit einem mächtigen Bärenschädel geschmückten Hütte der alte Stammesfürst heraus. Er schaut prüfend zum Himmel, und murrert dann vor sich hin: „Der Himmel verstellt sein Gesicht! Wenn er so klar ist und der Hauch so warm, da lauert der „hungrige Wind“!“

Auf seinen Ruf hin wird's lebendig ringsum vor allen Hütten. Zunächst muß Feuer gemacht werden. Zwei Weiber bringen die Feuermaschine daher; zwei handgroße, in der Mitte ausgekerbte Holzstücke, dazu ein fußlanger, beiderseits zugespitzter Stab, der sog. „Feuerbohrer“ und eine Hirschsehne. Das eine Holzstück legt eine der Frauen vor sich auf den Boden, setzt den Stab darauf und auf den Stab das zweite Holz. Jetzt beugt sie die Brust darüber und drückt damit die Hölzer beiderseits an den Stab. Um den Stab windet sie die Sehne, faßt diese an beiden Seiten und fängt an zu zwirbeln und zu bohren; wie am Bohr-

loch des unteren Holzes ein feines Räuchlein aufsteigt, legt die andere Frau trockenen Baummoder und Laub darauf und bläst und bläst, während die Erstere immer weiter bohrt bis in der glimmenden Glut ein Flämmchen auffährt — das Feuer ist da!

Damit das obere Holz nicht auch Feuer fängt, wird der „Bohrer“ dort eingefettet.

Zuweilen wird auch mit zwei Feuersteinen und einem leichtentzündlichen Stoff Feuer geschlagen, aber das ist viel langwieriger und bei feuchter Luft fast unmöglich.

Von dem so gewonnenen Feuer holen alle übrigen Frauen ihre Gluten, und bald brodelte vor jeder Hütte die kräftige Morgensuppe. Not kannten die Bewohner der Taubersiedlung nicht; denn sie waren Jäger, Ackerbauern und Fischer, und kamen sie einmal erfolglos von der Jagd heim, so hatten sie Brotfladen, Milchprodukte und Geräuchertes im Überfluß. — — —

Heute gilt es für alle waffentragenden Männer die Waffen, die auf der gestrigen Jagd Schaden gelitten oder zugrunde gegangen waren, zu ersetzen oder neu zu schärfen.

Da kniet einer vor seiner Hütte an einem flachen Sandstein und schleift mit Hilfe von nassem Sand die Schneide seines breitnackigen Steinhammers. Den Stiel, aus zähbiegsamem Eichenholz, befestigt er neu mit einer unzerreißbaren Hirschsehne.

Dort schnitt ein anderer mit scharfem Messer an einem schlanken Eschenstämmchen, das der Schaft eines Speeres werden soll. Pfeile und Lanzenspitzen aus Feuersteinen werden mit Erdpech in die Schäfte eingelassen, mit dünnen Sehnen umwunden und die Umschnürung nochmals mit Erdpech verkittet.

Wieder ein anderer bespannt seinen Ebenbogen mit solider Bastsehne; fast fingerdick hat er die Sehne gedreht.

Jede Waffe trägt eine Erkennungsmarke ihres Besitzers, meist eine Einkerbung, welche oft über den Anspruch des Jägers an einem Beutestück entscheidet.

Die furchtbarste Waffe ist die Schleuder. Es gibt zwei Arten: die Steinschleuder und der Schleuderstein. Die Steinschleuder besteht aus einem festen Stück Kalbsleder mit zwei Riemen, von denen der eine nach mehrmaligem Kreis-schwingen losgelassen wird. Das Wurfgeschloß ist meist ein glatter Kieselstein. — Der Schleuderstein ist kugelförmig geschliffen und ringsum mit einer Kerbrinne versehen. Um diese Rinne wird eine Schnur oder ein dünner Riemen gelegt. Der darf nur so lang sein, daß der Stein beim Schwingen den Boden nicht berührt.

Übrigens gehören Feuersteinklingen, Bohrer und Schaber, Nadeln aus Knochen, Hirschsehnen, alles in einem Köhrentknochen aufbewahrt, zum eisernen Bestand jeden Jägers der jüngeren Steinzeit.

Nachdem die Waffen wieder hergerichtet sind, beginnt auf freiem Platz die sog. „Waffenprobe“, das größte Schauspiel für die heranwachsenden Knaben. Die Waffenprobe hatte

nicht nur den Zweck, die Tüchtigkeit der Jäger zu fördern, sondern auch die erstellten Waffen zu prüfen. Es ist wirklich bewundernswert, mit welcher Geschicklichkeit die schweren, oft unbeholfenen Waffen gehandhabt wurden. Da üben die einen das Speerwerfen, dort andere das Bogenschießen, hier schwingen einige unermüdet mit der Wurfschlinge, bis sie ihr Ziel unfehlbar erreichen, während andere noch weit größere Proben der Beharrlichkeit ablegen mit Schleuderstein und Steinschleuder. Diese Übungen wiederholen sich solange, bis der Häuptling zum Sammeln pfeift.

Gerade als die waffentragenden Männer zurückkehren, kommen fremde Händler aus fernen Landen. Sie tragen bunte Kleider und führen schwerbepackte Pferde mit sich. Den Main entlang und die Lauber aufwärts führte sie ihr Weg. Sie sind gern gesehene Gäste in der neolithischen Siedlung; sie führen nicht nur begehrenswerte Dinge mit sich, sondern sie stellen auch die Verbindung her mit der großen Welt draußen.

Rasch und geschäftig haben sie ihre Waren auf Fellen vor den großen, staunenden Augen der Naturkinder ausgebreitet: allerhand Schmuckstücke, glänzend schimmernde Ketten und Spangen, farbige Halsketten, Bernstein- und Kupferperlen, aber auch viel leichten Flitter.

„Die Händler sind da!“ — — —

Welch ein Zauberwort für Frauen und Mädchen! Welch ein Ereignis für die einsame Siedlung! Welch ein Festtag für die Redseligkeit des Alters! Welche Freudensquellen für die Jugend!

Wie ein summender Bienenschwarm umschwärmen alle die Händler. Sehnsüchtig langen Mädchen und Frauen nach den schimmernden Schmuckstücken; mit begehrlichen Augen betrachten Männer und Jünglinge die schön geschmückten Waffen aus gelbem Metall. Und alles ist zu haben für Felle und Beutestücke aus ihren Jagden.

Der glückliche Bärenjäger vom gestrigen Tag ersteht sich für sein Fell einen prachtvollen gelben Dolch, bewundert und beneidet von vielen. Ein hochgewachsener schlanker Krieger kauft für ein Bündel Biberfelle einen kostbaren Bernsteinring — und tieferrötend eilt eine Jungfrau in ihre Hütte — sie weiß es, für wen der Ring gekauft worden ist. — — Ist's vielleicht jener Ring, den unser Heimatmuseum heute birgt? — —

So wagt der Tausch eine Zeitlang hin und her; die Händler machen allem Anschein nach keine schlechten Geschäfte. Als sie dann wieder weiterziehen, folgt ihnen die Jugend noch weit, schreiend und lärmend nach. Im Dorf aber wird jeder einzelne Kauf eifrigst durchbesprochen, und es vergeht schon geraume Zeit, bis die Frauen zu ihrer gewohnten Arbeit zurückkehren.

Die Sonne neigt sich müde dem Westen zu, wieder senkt sich ein Abend über die Siedlung an der Lauber nieder, aber er bringt keine Kühlung, keine Erquickung. Die Luft ist heute so schwül, so drückend, sie treibt den Schweiß aus

allen Poren. Alles Leben scheint wie nieder gedrückt.

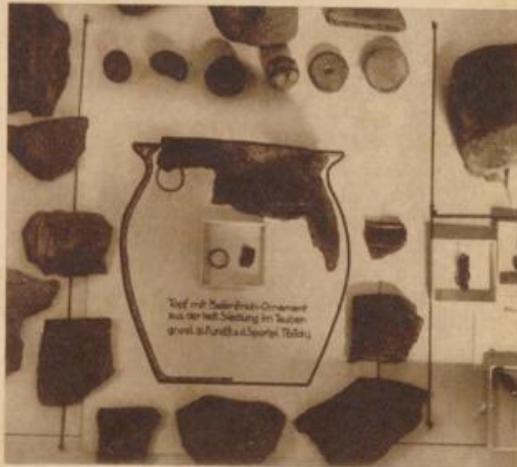
Dampf grollt aus der Ferne der Donner, und durch die mächtigen Baumkronen und die niederhängenden Schlingpflanzen geistert der fahle Schein eines fernen Gewitters. Unheimlich rasch kommt das Unwetter näher. Jetzt ist es da. Welch' ein Tosen und Rauschen, Welch' ein Krachen und Bersten, Welch' bläuliches Zünden von Blitzen. Dort fährt ein Strahl nieder — — er blendet die Augen — — die Erde bebt — — Urwaldriesen bersten. — —

Und jetzt — Welch' merkwürdige, blauschwarze Wolkenvand jagt da heran, wie eine auf ihrer Spitze stehende Pyramide, und die flatternde Spitze der Wolke sucht gleichsam die Erde. Jetzt hat sie den Boden berührt, und man sieht, wie von dem Letzteren eine erst durchsichtige, dann immer mehr sich verdunkelnde Masse emporsteigt, unten breit und nach oben immer schwächer werdend, bildet diese aufwirbelnde Masse mit der darüberhängenden, tief schwarzen Wolke einen ungeheuren Doppeltrichter, der sich rasend schnell um seine Achse dreht.

Welch' ein Entsetzen! — Die beängstigende Naturerscheinung wirbelt mit Windeseile auf die Siedlung zu.

„Aufgeschaut, aufgeschaut, ihr Leute, der „hungrige Wind“, der „brüllende Bison“, der böse Sturm kommt“, ruft der alte Stammesführer und mit der Geistesgegenwart der Naturkinder fügt er hinzu: „Schnell in die Einbäume und über den Fluß gesetzt.“ — — —

Dunkle Nacht ist es plötzlich geworden. Wie eine donnernde Lawine kommt der furchtbare Doppeltrichter näher und näher die Steinhalde herab. Wie unter einer riesigen Walze knicken die Bäume, gewaltige Steinblöcke und riesige Tiere wie Federn emporwirbelnd. Wie Spukgestalten rast und wirbelt alles in dem Doppeltrichter auf und nieder, während zuckende Blitze das schauervolle Bild grell beleuchten. Ein Tanz des Wahnsinns über der unglücklichen Siedlung



Ein Teil der Funde aus der neolithischen Siedlung an der Lauber

an der Lauber. Jetzt hat die Trombe den Fluß erreicht; wie ein riesenhaftes, entsetzliches Ungetüm steht sie da und hält gleichsam einen Augenblick inne. Wird sie ihren verheerenden Weg fortsetzen? Schon neigt sich der Boden des Doppeltrichters hoch oben in der Luft gegen den Fluß, da tut es einen furchtbaren Krach und die dunklen Massen brechen in sich zusammen, sind mit einem Male verschwunden und decken die blühende Siedlung mit unheimlichem Leichentuch zu.

Jahrtausende sind seitdem in die Vergangenheit hinabgerollt. Jahrtausende sind untergetaucht im Meer der Vergessenheit. Jahrtausende sind über die neolithische Siedlung hinweggeschritten und haben sie eifersüchtig dem Menschenauge verborgen, so daß niemand mehr etwas wußte von dem Steinzeitdorf an der Lauber und seinem grausamen Ende.

Nun haben wir es bloßgelegt — und seine Funde birgt das Heimatmuseum in Lauberbischofsheim. —

Die Stunde der Berufung

Eine Konradin-Kreuzer-Novelle
von Franz Hirtler

Der Postwagen cumpelte in gemächlicher Eile auf der Landstraße dahin, die durch die hügelige Landschaft zwischen Wäldern, Wiesen und Feldern, durch stille Dörfer vom Bodensee nordwärts in das weite Gelände des Heubergs führt. Der Postillion ließ den lauen Frühlingsregen, der sich aus einer großen mitten im blauen Himmel stehenden Wolke ergoß, über seinen Hut und Mantel rieseln, ohne die gute Laune zu verlieren, die einstmals eine besondere Tugend der postalischen Kossellenker war. Aus dem geöffneten Wagenfenster lehnte sich, den halben Oberkörper herausbeugend, plötzlich einer der Insassen heraus, ein junger Mann in elegantem grünen Rock mit einem von braunen Locken umrahmten schmalen Gesicht. „Franz!“ rief er. Aber der Postillion schaute zufrieden und an den guten Trunk denkend, den er in Messkirch zu tun gedachte, vor sich hin und hörte nichts. Darum schlug jetzt der Passagier mit seinem gelben Spazierstock, den ein schwarzer Hornknopf schmückte, ungeduldig an die Seitenwand des Kutschbocks, worauf endlich der Postillion etwas merkte und gleichmütig sich umblickte. „Franz,“ rief der junge Fahrgast, „hast du meinen Reisefack auch zugeeckt?“ „Hm, ja ja“, kam es gutmütig vom Kutschbock herunter. Dann schaute Franz auf das Verdeck der Postkutsche, wo das Passagiergepäck lag, und zog das Deltuch, das die Stücke vor Regen schützen sollte, zurecht. Er brummte vor sich hin: „Das Bissel Regen! Gleich ist es vorbei! Dahinten scheint bereits die Sonn!“ Drinnen im schaukelnden Wagen erklärte der junge Mann, dem man ansah, daß er ein Student war, einer älteren Dame, neben der ein junges Mädchen saß: „Es ist mir nur wegen der Noten, die ich zuoberst in den Sack gesteckt habe. Denen tät die Nässe nicht gut.“ Die alte Dame blickte verwundert auf den jungen Mann. „Sie haben Wertpapiere, Banknoten in Ihrem Gepäck? Das würde mir doch zu gewagt erscheinen.“ Der Student lachte: „Banknoten? Und im Reisefack? Das müßt ein ordentliches Bündel sein, wenn es nicht in der Brieftasche Platz hätte.

Nein — es sind nur Noten, aufgeschriebene Löhne! Aber das darf nicht naß werden. Die Tinte ist heutzutage so schlecht, es würde alles verwischt.“ „Ach, der Herr ist ein Musikus, oder gar ein Compositour?“ fragte die Respektsdame interessiert. Das junge Mädchen schlug die Augen immer wieder auf und nieder, sie lauschte aufmerksam dem Gespräch, verhielt sich aber, wie es sich für eine Demoiselle schickte, schweigend. Der Student erklärte, mehr der jungen als der älteren Dame zugewandt, er sei nur aus Liebhaberei Musikus und Compositour, seine hauptsächlichliche Beschäftigung gelte der Medizin, mit deren Studium er auf der hohen Schule in Freiburg seine Zeit verbringe. Worauf die gesprächslustige ältere Dame ihren Respekt vor diesem Studium bezeugte und von einem weitläufigen Verwandten erzählte, der es bis zum königlichen Leibarzt gebracht habe. Ach, es waren für den aus Höflichkeit aufmerksam zuhörenden Studenten höchst gleichgültige Sachen, die die Dame von dem königlichen Leibarzt erzählte. Er hätte gar zu gerne einmal die Stimme des jungen Mädchens gehört. Aber statt ihrer, der die Natur sicher einen hellen Sopran geschenkt hatte, führte die Dame, die vielleicht ihre Mutter war, das Wort. Die Erzählung war bereits bei den Kindern des königlichen Leibarztes angelangt, als plötzlich ein fröhlicher, jubelnder Klang draußen aufstieg. Der Postillion hatte zu seinem Horn gegriffen und ließ eine einleitende Fanfare erklingen. Alle Passagiere hörten mit erfreuten Gesichtern zu. Als das halb lustige, halb wehmütige Stücklein, das der Fanfare gefolgt war, in einem langhinhallenden Ton sein Ende gefunden hatte, sagte der Student mit dem Stolz des Einheimischen, der vor Fremden wichtig tut: „Unser Franz ist zwischen Rhein und Donau der beste Trompeter. Schade, daß er die Noten nicht kennt! Er könnte einer Hofkapelle zur Zierde gereichen.“

Unter dem lustigen Geschmetter des Postillions, der nicht ahnte, daß man ihn im Wagen drin fast für würdig befunden hatte, in einer Hof-